

# VERONA BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Auf der Bühne. Künstler-Novelle von A. Forstenheim (mit Illustrationen). — Zum Kapitel von der bösen Schwiegermutter. Plauderei aus der Sittengeschichte von F. d. — Aphorismen französischer Frauen. — Griechische Frühlingstage. Von L. B. — Orientalisches Geschmeide. Von Carl von Vincenti (mit Abbildungen). — Abendliches Plauderstündchen am Golf von Sorrent. Gemälde von A. Treidler. — Leidensstationen eines dramatischen Dichters. II. Station. Die Leseprobe. — Die Entstehung der Wärme des Körpers. Von Dr. P. R. Koch. — Neuheiten aus allen Gebieten (mit Abbildungen). — Tischsachen und andere Nagetiere im Zimmer. Von Dr. Karl Ruf. — Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes. — Allerlei fürs Haus. — Buntes Allerlei. — Korrespondenz.

## Auf der Bühne.

Künstler-Novelle von A. Forstenheim.



Liddy war von Amerika herübergekommen, um die Klasse der weitberühmten Gesangslehrerin, Mme. della Duca, am Wiener „Konservatorium“ zu besuchen.

Liddy's Vater, Pastor Kramer, war in seiner Jugend aus dem Schwarzwald nach dem Westen Amerikas ausgewandert, hatte dort in einer kleinen Gemeinde von deutschen Hinterwäldlern als Seelforger gewirkt, und seine einzige Tochter kehrte nun nach Europa zurück, um sich der Bühne zu widmen. Es scheint dies seltsam, kommt aber oft vor und hat seine tiefe psychologische Begründung. Ein Spötter und

Freigeist würde sagen: „Weil alle Pfaffen Komödianten sind — siehe das Gedächtnis der Materie!“ Wer aber die Schauer religiöser Verzückung an sich selbst erfahren, wird mit mehr Berechtigung die entgegengesetzte Behauptung aufstellen dürfen, daß nur bei einem begeisterten, wahrhaft frommen Priester Phantasie und Gefühlsleben so stark entwickelt sind, um schon in der nächsten Generation nach sinnlicher Bethätigung zu verlangen, sich der weltlichen Kunst zuzuwenden.

Poesie, Malerei, Musik, alle Künste sind der Kirche dienlich. Sie zieht sie an sich, doch nur wie die Sonne die Dünste der Erde aufsaugt, um sie wieder als befruchtenden Regen herabströmen zu lassen. Was den Griechen Apoll und die Musen, war der kleinen Liddy der Himmel, mit der herzbezwingenden Gestalt Jesu, der holdlächelnden Jungfrau Maria und den singenden Engelschören. Mit welcher Inbrunst ließ sie in der Dorfkirche stets die heiligen Rhythmen ertönen. Ihre ganze Seele stieg mit den Kadenz ihrer zarten melodischen Stimme wie auf einer Jakobslleiter empor.

Alle Mühsal schien ihr dann abgestreift, alles Weh vergangen. Süßestes Selbstvergeffen, die reinsten innere Wonne und Läuterung war ihr so mit dem Gesange zusammengelassen.

Bis zum 16. Jahre war Liddy's Leben wie ein klarer milder Frühlingstag hingegangen. Da traf sie plötzlich der schwerste Schicksalschlag. Die Mutter hatte sie schon in frühesten Kindheit verloren, so frühe, daß sie kaum eine Erinnerung an die Heimgegangene bewahrte, nun wurde auch plötzlich der Vater abberufen in jenes dunkle Land, von dessen Bezirk kein Wanderer wiederkehrt, und die arme kleine Liddy blieb ganz allein und verlassen auf der Welt zurück.

„Klein“ hieß sie übrigens nur als Rosenwort, denn sie war bereits ein hochaufgeschossenes Mädchen, und das edle blasse Gesicht, die großen ernsten Augen ließen sie sogar über ihr Alter gereift erscheinen. In diesen schweren Tagen der Prüfung brauchte Liddy aber auch ihre ganze Seelenkraft, um sich aufrecht zu erhalten. Sie war nicht allein völlig verwaist, sie mußte

auch nicht, wo sie künftig ihr Haupt hinlegen sollte, und mußte sich von nun an ihren Lebensunterhalt selbst erwerben. Doch womit? Daran hatte man zuvor nie gedacht.

Eben hatte die Patti einen Triumphzug durch die Vereinigten Staaten gehalten. Ihr Name war in aller Munde; ein Goldregen fiel überall auf sie herab, wo sie auftrat; die Zeitungen wurden nicht müde, Lobeshymnen auf die „Göttliche“ zu singen, von den zahllosen Huldigungen zu berichten, welche sie allerorten empfangen, die Lorbeerkränze, Blumenpenden und anderen kostbaren Geschenke aufzuzählen, mit denen die Königin des Gesanges auf ihrem Triumphzuge überschüttet worden. Die unerhörten Erfolge wirkten wie ein gefährliches Kontagium auf die weibliche Jugend Amerikas. Jeder kleine Spatz dünkte sich eine verkannte Nachtigall, und selbst die bescheidene Liddy wurde von dem Schwindel mitgerissen.

Pastor Kramer hatte einst einer reichen Dame seines Sprengels durch klugen Rat und geistlichen Zuspruch einen wichtigen Dienst geleistet. Dafür fühlte sich diese tief verpflichtet, und da der geistliche Herr nie einen materiellen Beweis ihrer Erkenntlichkeit annehmen wollte, so gedachte sie jetzt die alte Schuld an seine Tochter abzutragen. Liddy's Gesang hatte beim Gottesdienste oft wohlgefällig ihr Ohr berührt, sie machte dem jungen Mädchen den Vorschlag, sich der Gesangskunst zu widmen, Opernsängerin zu werden. Noch eine andere junge Dame aus der Nachbarschaft sei im Begriffe dieselbe Karriere einzuschlagen, nach Europa zu gehen und die Schule der berühmten della Duca zu besuchen, dieser möge sich Liddy anschließen. Für die Kosten bis zur vollendeten Ausbildung werde sie Sorge tragen. Liddy jubelte auf. Was sie in tiefster Seele ersehnt, der traumhafte Wunsch, dem sie nie gewagt hatte, Worte zu geben, stand plötzlich in herrlicher, fast zauberhafter Erfüllung vor ihr.

So war es gekommen, daß sich Liddy eines Tages in dem prachtschimmernden „Musikvereins-Saale“ in Wien befand, inmitten einer Schar anderer junger Mädchen, die sich mit dem Beginne des Schuljahres, gleich ihr, zur Aufnahme in das Konservatorium gemeldet hatten.

Diese Aufnahmeprüfungen werden immer höchst feierlich begangen, und das kunstverständige Publikum bringt ihnen fast ebenso großes Interesse entgegen, wie irgend einer interessanten „Premiere“. Die Schmalseite des Saales nahm

eine erhöhte Estrade ein; rechts auf derselben stand weitgeöffnet ein Bösendorfer Flügel, links ein grünverhangener Tisch, um welchen ein Professorenkollegium Platz genommen hatte, das über die Aufnahme der Schülerinnen entschied. Der übrige Teil des weiten Raumes war dichtgedrängt vom Publikum erfüllt; nur die vordersten Bänke blieben den Prüfungskandidatinnen vorbehalten, die bleich und zitternd wie Schäfchen, die man zur Schlachtbank führt, der entscheidenden nächsten Stunde entgegenharrten. Da ging plötzlich ein erregtes Murren durch den Saal. Mme. della Duca, die weltberühmte Gesangslehrerin rauschte herein und ließ sich nach flüchtig grüßendem Kopfnicken vor dem Flügel nieder. Wie ein General, der Truppenschau hält, überflog ihr Adlerauge die Reihen, blieb ihr Blick prüfend an jeder einzelnen Erscheinung haften. Endlich gab sie das Zeichen, und eine Kunstaspirantin nach der andern trat an die Seite der Gewaltigen, um ihre Stimme ertönen zu lassen.

Zuerst eine imponierende Wienerin, die das Waschfaß mit der Bühne vertauschte. Ein junger Graf hatte den hohen Sopran auf einem Fialerballe entdeckt, wo die „fische Susi“ in der Raßstunde „Glanzln“ sang und jodelte, daß die Wände wiederhallten; ihr Wahlspruch war immer: „Nur kan Geniren nit“ und sie bleibt ihm auch in dieser Prüfungsstunde treu und schmettert ihre Partie hell wie eine Lerche hinaus. Mme. della Duca nickt und lächelt beifällig. Die schöne Susi wird hoch steigen, wenn — sie nicht früher tief fällt.

Ihr folgt eine junge Chinesin, eine zierliche Erscheinung, schlitzäugig, mit schlangengleicher Schmiegsamkeit und Biegsamkeit. Eigentlich nicht Vollblutchinesin, sondern die Tochter einer kalifornischen Chansonettensängerin französischer Abkunft und eines echten „Sohnes der Mitte“, der in derselben Schaubude zu San Francisco, in der sie sang, als Zauberer und Seilkünstler seine Stücken zum Besten gab. Das kleine Mädchen hatte als „falsche Patti“ auch schon im „Geschäfte“ mitgewirkt, bis es die Eltern vorteilhafter fanden, sie einem Impresario gegen eine hohe Geldsumme zu überlassen. Dieser hatte sie nun nach Europa gebracht, um sie auszubilden zu lassen. Daß sie eigentlich einem Sklavenhändler verfallen ist, daß sie die besten Jahre ihres Lebens und ihrer Erfolge als willenlose Sklavin an seiner Kette und im Dienste seiner Kasse hinbringen muß, an diesen Jammer ihres Daseins denkt jetzt die „funkelnde Königsschlange“, die Tochter der blumigen Mitte, nicht. Sie glüht vor Wonne und preist ihr Loß, denn Mme. della Duca hat sie würdig gefunden, einzutreten in den heiligen Tempel der Kunst.

Die dritte hervorragende Erscheinung, im guten wie im schlimmen Sinne, war eine lange hagere Engländerin. Häßlich wie eine Gule, steif wie ein Stoch, mit den berüchtigten zwei linken Händen, glückte sie eher einer Vogelscheuche als einer Augenweide, die sie doch als Künstlerin sein sollte. Aber diesem großen reizlosen Munde entquoll ein so mächtiger Gesangstrom, daß man die Quelle desselben völlig vergaß. „Romeo“ und die „Königin der Nacht“ in einer Person. Oben das dreigestrichene hohe F, nach unten tiefer Alt. Beifälliges Gemurmel durchrauschte den Saal, das aber nicht ohne Widerspruch blieb. „Endlich wieder eine Stimme, wie sie in der alten italienischen Schule zu Tage trat und bei der modernen Technik ganz geschwunden schien“, meinten die einen, „aber dieser Mangel an jeglicher Schönheit und Grazie“, sagten die andern, „welches Ungetüm!“ — Doch das Stimmphänomen hatte den Sieg davongetragen. Auch die Vogelscheuche wurde eingereicht. Nun folgte eine Schar mittelmäßiger Talente. Meist Sprößlinge von Musikern, die gewissermaßen ein Erbrecht auf das Konservatorium besaßen, von Protektionskindern, die von den „Stiftern“



„Liddy nahm ihre ganze Energie zusammen.“ (Seite 54.)

für die Freiplätze bestimmt wurden. Endlich kam auch an Liddy die Reihe. Sie war keine blendende Schönheit, doch eine der lieblichsten und anmutigsten Erscheinungen von allen. Hatten die meisten der andern Aspirantinnen nur allzuviel Selbstgefühl und übermäßige Meinung von ihrer Begabung, so gebrauchte es Liddy daran völlig. Kein an den Pranger gestellter Verbrecher kann es qualvoller empfinden, dem Hohne einer gefühllosen Menge preisgegeben zu sein, als Liddy, da sie sich, so lang vorbereitet und doch so unvorbereitet, plötzlich der entscheidenden Stunde und dem Urteile strenger Fachkritiker gegenüber sah. Wie ein Traumwandelnder den Dachfirst entlang, so steif und unsicher war sie die kleine Treppe zur Estrade hinangestiegen. Es wurde ihr schwarz vor den Augen, der Boden schien ihr zu wanken und sie mußte sich an eine Sessellehne halten, um nicht umzufallen. Eine qualvolle Pause entstand. Sie sah die teilnahmslos glogenden Gesichter im Zuschauerraum, fühlte, daß ihre wie Dolchspitzen funkelnenden Blicke auf sie gerichtet waren, doch sie brachte keinen Laut über ihre Lippen. „Wolftram von Eschenbach beginne!“ tönte plötzlich scherzhaft die Reminiscenz aus Wagners „Tannhäuser“ an ihr Ohr. Es war die Stimme der Professorin; sie suchte sie damit aus ihrer Betäubung zu wecken und schlug auch gleich die einleitenden Akkorde an. Liddy nahm ihre ganze Energie zusammen, die Befangenheit zu überwinden. Die schulmäßigen Übungen klangen noch matt und tonlos, als sie aber nach der eigentlichen Prüfungsaufgabe einige Stücke eigener Wahl vortragen durfte und hierzu schlichte deutsche Volkslieder wählte, da wurde ihr wieder warm ums Herz und sie sang in ihrer tiefen Erregung mit so edlem Ausdrucke, so seelenvoller Innigkeit, daß das Publikum ihre Leistung mit lautem „Bravo!“ lohnte.

Das herdede Antlitz der Professorin drückte nicht die gleiche Befriedigung aus. Waren manche der vorigen Stimmen auch rau, in den Registern unausgeglichen, der Vortrag roh und geschmacklos, das kümmerte sie wenig. Aus dem gewaltigen Rohmaterial ließ sich sehr wohl die Kunstfängerin herausmeißeln; dieses zu vollbringen war ja der Ruhm der „großen della Duca“. Nicht umsonst hatte ihr Name über den Erdball klang, die „Stimmführung“ verstand sie, wie keine zweite; die war ihr vielbenedetes, unachahmlisches Geheimnis, weil sie zum großen Teile auf ihrer machtvollen Persönlichkeit beruhte, auf dem dämonischen Einflusse, welchen diese auf ihre Schülerinnen ausübte. Sie wußte die jungen Mädchen nicht nur zur äußersten Selbstüberwindung und Kraftanstrengung zu treiben, sie ließ sie auch unausgesetzt sozusagen in Musik baden. Tagtäglich mußten sie Konzerte und Opern besuchen, die vorzüglichsten Gesangskünstler hören, bis ihnen nach der Meisterin beliebigem Ausdrucke „der Knoten aufging“. Mit andern Worten, bis sich eine völlige musikalische Umwandlung in ihnen vollzogen, ihre Auffassung geklärt, ihr Geschmaek geläutert hatte. Wenn Wissen und Können dann die gleiche Stufe erreichten, wie Stahl und Stein zusammenschlugen, dann entsprang ihnen plötzlich das feu sacré, der göttliche Funke der Kunst, und die heute noch als unscheinbare, schüchterne Anfängerin umhertastete, stand vielleicht morgen schon als zündende, gottbegnadete Künstlerin auf den Brettern.

Am Liddy stand es anders. Ihre Stimme war gleich klar und rein wie ein Silberglöckchen, aber ohne bedeutenden Umfang. Sie war durch und durch musikalisch, wie Perlen rollten die einzelnen Töne der Skalen auf und nieder; die Gemütsstiefe und Vornehmheit ihres Wesens gab auch ihrem Gesange eine poetische Weihe, welche sie dem Laien als vielversprechendes Talent erscheinen ließ, während die erfahrene Kennerin wohl wußte, wie wenig sich gerade solche Anlagen zur weitem Ausbildung eignen. Was zu lehren und zu lernen ist, hat die Natur diesen süßlingenden und scheinbar ausgeglichenen Stimmen mitgegeben, und was ihnen fehlt, Kraft und Ausdauer, um den riesigen Anforderungen des Bühnengesanges Stand zu halten, läßt sich nicht künstlich mitteilen. Mme. della Duca gab sich auch über Liddys Begabung keiner Täuschung hin. Sie hatte in den vielen Jahren ihrer Lehrthätigkeit schon so manches ähnliche Talent scheitern gesehen und dachte, es wäre wohl am wenigsten grausam, sie gleich unbarmherzig zurückzuweisen. Doch ringsum wurden murrende Stimmen laut, und dabei traf sie ein so rührend flehender Blick aus den Augen des Mädchens, daß ihr das „nein“ auf den Lippen erstarb. Sie nickte ihr freundlich zu und flüsterte: „Man kann es ja nochmals versuchen.“

An jenem Tage, dem ersten schweren Prüfungstage ihrer Künstlerlaufbahn, war Liddy wohl aufgenommen worden, doch Jahre waren seitdem veronnen, und das junge Mädchen war ihrem leuchtenden, lockenden Vorbilde, Adelina Patti, nur in der Erkenntnis, nicht im Können näher gekommen. Durch Fleiß und emsige Studium hatte sich ihr Wissen erweitert; sie kannte die Regeln eines schönen Kunstgesanges so genau, daß sie jeden Augenblick die Professorin hätte vertreten können, ja dies auch oft genug thun mußte, aber die Entfaltung ihrer Stimmittel hatte mit den theoretischen Errungenschaften nicht gleichen Schritt gehalten. Je klarer ihr wurde, was zur großen Sängerin gehörte, desto einschneidender empfand sie auch, was ihr dazu

fehlte — die überschäumende Kraft, die hinreißende Leidenschaft in Ton und Temperament.

Als ihr dies zum erstenmale zu Bewußtsein kam, da war es ihr, als öffne sich jählings ein dunkler Abgrund, in den sie unrettbar versinken müsse. Doch die Jugend ist unerschöpflich in Illusionen und will von Entfaltung nicht hören, so lange der leiseste Strahl von Hoffnung schimmert.

Das letzte Ausbildungsjahr der obersten Gesangsklasse war endlich auch vorüber. Alles drängte zum öffentlichen Auftreten. Die jungen Mädchen wie feurige Rennpferde, die es nicht erwarten können, den Turf zu betreten, auf dem Gold und Ehren so verlockend winkten; die Professorin, um ihrem längst erworbenem Ruhme ein neues Blatt einzufügen, durch Reihen glänzender Talente wieder zu zeigen, was ihre Lehrkunst vermochte.

Diese Zeit ist der leuchtende Glanzpunkt im Leben einer Kunstnovize. Das Lernen ist ihr nicht mehr Dual sondern Genuß, beginnendes freies Selbstschaffen. Von den Lehrern wird sie schon als Künstlerin, von den vereinstigten Kunstgenossen als ihresgleichen behandelt, und die kalte Douche der Erfahrung hat sie noch nicht gestreift. Das ist der Wonne-rausch der Erwartung.

Liddy sollte auch diese Süßigkeit nicht kennen lernen. Während ihre Kolleginnen in den sonnigsten Zukunftsträumen schwelgten, bemächtigte sich ihrer wachsende Entmutigung. Madame della Duca war, als das Ende der Lehrzeit immer näher rückte, von einer wahrhaft dämonischen Unruhe und Arbeitslast erfaßt worden und verdoppelte ihre Anforderungen. Die unaufhörlichen Übungen, die Solfeggien, Skalen und Triller, welche die großen dramatischen und Koloraturstimmen biegsam und melodisch machten, hatten auf Liddy die entgegengesetzte Wirkung. Je mehr sie der Natur abtrotzen wollte, desto widerpenstiger wurde ihr Organ; einem gebrechlichen Instrumente gleich, bei dem die Töne versagen, wenn man sie zu oft und hart anschlägt. Ihre Kehle wurde plötzlich von einem krankhaften Reize befallen, welcher die Stimme in der Höhe schriller, in der Tiefe matter erklingen ließ; ja wenn sie in besondere Aufregung geriet, vor einem größern Publikum singen sollte, oder eine Partie hatte, die ihr nicht ganz lag, steigerte sich in der Angst dieser gefährdeten Kehlkopfkrampf oft zu solcher Heftigkeit, daß sie den Ansaß falsch nahm oder sonst ein arger Mißton hörbar wurde, während sie ihre Melodie völlig rein und klar in der Seele trug.

Liddy wandte sich an die ersten Kehlkopfärzte der Residenz. Ihre Diagnose lautete übereinstimmend auf Überanstrengung und hochgradige nervöse Aufregung — das Heilmittel dafür sei einzig Ruhe. Einige Jahre stiller Zurückgezogenheit, im Winter in der Riviera, im Sommer in den Alpen, wären allein imstande, das Übel zu heben, ihrem Ansaß wieder die Sicherheit, der Stimme die Frische zu geben. Die gelahrten Herrn verordneten aus ihrer Wolfenhöhe gar oft solche Heilmittel, die dem Patienten unerreichbar sind. An all die schönen Dinge durfte die arme Liddy nicht im Traume denken — oder höchstens in diesem. Denn ihre Wohlthäterin war gestorben, der vorher bestimmte Ausbildungstermin und damit ihre Apanage zu Ende. Sie konnte nicht in jahrelangem Müßiggange Erholung suchen, sich nicht einmal eine Ruhepause gönnen: wie sie war, mußte sie auftreten und ein Engagement finden oder — es gab kein „oder“ für sie. Ein wahnsinnig wilder Trotz ergriff sie; mit der ganzen Welt und dem Geschicke wollte sie es aufnehmen, ein eherner Wille sollte über alle Hindernisse siegen.

Riesige Plakate prangten an allen Straßenecken. Mme. della Duca hatte eines der größten Theater Wiens gemietet und kündigte eine „musikalische Matinee“ an. Diese durch alle Tagesblätter lärmend verkündete Schülerproduktion hatte die ganze „Gesellschaft“ von Wien in nicht gewöhnliche Aufregung versetzt. Vor einem Jahre hatte die unvergleichliche

Lehrerin das Konservatorium verlassen. Ihrer Unverträglichkeit und Unerträglichkeit halber — wie ihre Feinde sagten. Weil sie von kleinlichem Haß und niedriger Mißgunst verfolgt wurde — wie ihre Freunde behaupteten. Als sie ihren Schülerinnen, unmittelbar nach dem Bruche, das Ereignis mitteilte, stellte sie es ihnen anheim, zu bleiben oder mit ihr zu ziehen und eine neue Schule zu gründen. Die Wahl fiel nicht schwer. Was war das Konservatorium in Bezug auf Gesang noch ohne die della Duca? Ein Bienenkorb, aus dem die Königin auszog, und — der getreue Schwarm folgte.

Den ganzen Winter wurde denn auch in dem neuen Baue fleißig studiert, doch im Frühlinge begann ein wahrhaft fieberisches Regen und Treiben. Es bereitete sich ein Ereignis vor, das dem gehästen Konservatorium einen derben Schlag versetzen und der depostierrten Herrscherin rachsüßige Gemüthung geben sollte: die Schülerinnenproduktion im Theater. Während das reichdotierte öffentliche Institut nur schwächliche Anfängerinnen aufzuweisen hatte, führte die Privatschule der della Duca glänzende Primadonnen ins Treffen.

Liddys heißer Wunsch wäre es gewesen, als „Elsa“ im „Lohengrin“ oder „Senta“ im „fliegenden Holländer“ auftreten zu dürfen, sie hätte da nur sich selbst zu geben brauchen, um eines gewissen Erfolges sicher zu sein. Doch wer frug sie, was sie wünschte oder wollte?

Die jungen Gesangskräfte, die da zum letztenmale in der Schule auftraten, spielten vor einem Parterre von Kunstkeimern, Theaterdirektoren, Agenten und Musikkritikern, die Mme. della Duca einlud. Die Sorge der klugen Frau mußte nun dahin gehen, hauptsächlich ihre Stimmjuwelen und diese in der günstigsten Fassung und im schönsten Lichte zu zeigen. Um alle „Sterne“ leuchten zu lassen, wählte sie nicht eine zusammenhängende Oper, sondern einzelne besonders effektvolle Szenen, die Glanzrollen für ihre Vorzugsschülerinnen enthielten. Liddy, die sonst bei allen feierlichen Gelegenheiten übergegangen wurde, erfreute sich plötzlich der ganz besondern Aufmerksamkeit der Professorin. Freilich in anderer Weise, als sie es sich gedacht. Da sie ausnehmend musikalisch war, und nicht nur ihre Partien, sondern die ganzen Partituren ihres umfangreichen Repertoires inne hatte, wurde sie fortwährend als „Ausfüßel“ verwendet. Einen besondern Chor gab es nicht; die unbeschäftigten Solistinnen mußten abwechselnd einen solchen bilden, wo es nötig wurde. Liddy gehörte regelmäßig dazu. Neben „Senta“ war sie eine Spinnerin; im „Freischütz“ eine Brautjungfer, dann Landmädchen, Hofdame und Bagen in bunter Reihe. War dies das Ziel ihrer ehrgeizigen Träume? Doch das Schlimmste sollte erst kommen. Am letzten Tage erkrankte die „komische Alte“ aus irgend einer abgeleiteten Spieloper, in der ein Singpieltalent besonders glänzen sollte und Liddy mußte für sie einspringen; dann, als ob des „Pechs“ noch nicht genug wäre, wurde im letzten Augenblicke der „Sylbel“ aus Gounods „Faust“ heißer und auch dieser Unglücksmensch wurde der immer geduldigen Liddy aufgehalft. Sie hatte alles mit der demüthigen Ergebung der Hilfslosigkeit, ohne Murren über sich ergehen lassen, nur als ihr Mme. della Duca die verhassten Rollen mit der Bemerkung übergab, sie könne sich glücklich schätzen, noch so unverhofft zu ein paar dankbaren Hauptrollen zu kommen, da empörte sich jede Faser in ihr. O kein Zweifel, die Professorin mußte heimlich ihre erbitterte Feindin sein und hatte die Absicht, sie tödtlich zu blamieren. Wußte sie denn nicht, daß Liddy keinen Funken Komik besaß, daß sie sich in Männerrollen höchst unbehaglich fühlte und links aus sah! Ihre Seelenpein und Unbeholfenheit würden dann sicher dort komisch wirken, wo sie es weder wollte noch sollte, und die „komische Alte“ mußte die traurigste Figur des Abends werden.

Doch Liddy that der Professorin diesmal Unrecht. Sie war ihr nicht feindselig, im Gegenteile, sie kannte und schätzte den vortrefflichen Charakter des jungen Mädchens, und nichts lag ihr ferner, als sie kränken oder demüthigen zu wollen. Aber bei den Hunderten von Schülerinnen, die sich zu dem Unterrichte der berühmten Frau drängten, war es ihr ganz unmöglich, sich in das Fühlen und Denken jeder Einzelnen zu versetzen; besonders zur Zeit der Schlussprüfungen. Da schwanden in der ungeheuern Sorge und Erregung alle persönlichen Beziehungen. Nur die Stimme und die Verwendbarkeit einer jeden war ihr gegenwärtig, wenn sie im Geiste das Mosaikbild dieser Aufführungen zusammenstellte. Ging sie dann in ihren generalisierenden Truppenaufstellungen zu weit, stellte sie an die Opferwilligkeit einzelner zu große Anforderungen, so wußten diese auch wieder jede unbillige Zumutung sehr energisch zurückzuweisen. Gegen „Scenen“ und „Intriguen“ war Frau della Duca sehr nachsichtig. „Eine echte Bühnenkünstlerin muß den Teufel im Leibe haben“ war ihr Sprichwort. Statt sich darüber zu ärgern, betrachtete sie die kleinen Bosheiten der „Satan-Mädchen“, selbst wenn sich die Pfeile gegen ihre eigene Persönlichkeit richteten, als notwendige Vorbereitung zu ihrer künftigen Karriere. Es war eben Liddys Verhängnis, daß die Natur ihr keine Krallen verliehen hatte, daß sie



Ein tiefes brennendes Sehnsuchtsgefühl überkam Liddy. (Seite 55.)



## Orientalisches Geschmeide.

Von Carl von Vincenti.

Das Schmuckwesen ist ein Stück Völkerpsychologie. Anders schmücken sich primitive Völker, anders höher entwickelte, anders weiche, als kriegsharte, anders wandernde, als fassige, anders Beutevölker, als Arbeitsvölker. Die Schmucklust des Orients und seine Geschmeidepracht sind längst in den Volksmund gekommen. Nirgends in der Welt ist dem Schmuckbildner eine solche Fülle von Erzeugungstoffen dienlich. Für ihn ziehen am klaren Frühmorgen tausende von leichten Perlfischerbarken ins Rotmeer und von der arabischen Ostküste hinaus; die schwarzen Sklaven träufeln Öl auf den Wasserpiegel und spähen zur Tiefe, dann tauchen sie nach der Muschel — eine thränenvolle Mühsal! Für ihn sagt der Korallenbrecher vom tiefsten Riff die Schwarzkoralle, den arabischen „jur“: nordisches Meergold und indische Dufthölzer, böhmische Glasperlen und japanische Lacke, harte Schmuckpasten aus der Levante und Kauri-Muscheln aus Malediven, sie alle kommen in die Werkstatt des orientalischen Schmuckarbeiters. Er drehselt und schnitzt Zierrat aus Elefantenzähnen und Vogelschnäbeln, Schwertknäufe aus dem Huf des wilden Esels und der Giraffe, Amulette aus der Löwenklaue und dem Eberzahn, ja, er ver schmächt nicht die Sehnen und Augenwimpern des Elefanten, um daraus Armreife zu flechten. Alle Metalle kommen in seinen Schmelztiegel und die köstlichsten Steine fließen in seine bescheidene Holzschale. Indien liefert ihm den Diamanten und den Karfunkel, Birma den Rubin, Ceylon den Saphir, Persien den Türkisen, der Ural den Smaragd, der „gegen Schlangengift“.

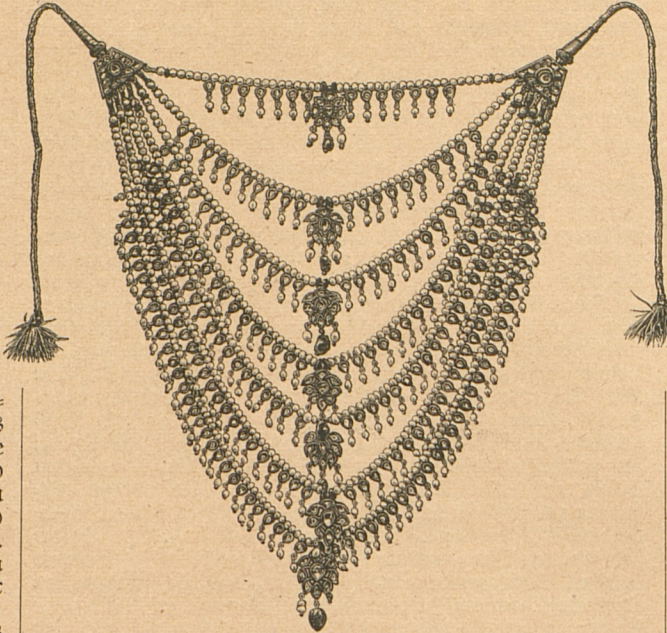
Für seine Motive hat der Geschmeidebildner des Orients zwei Fundgruben: die Natur und seine Phantasie, die erste unerschöpflich, die zweite reich ergiebig. Und mit wie offenem Auge, mit wie naiver Empfänglichkeit schaut er die Erscheinungsformen der Natur! Wie einfach unverkünstelt weiß er dieselben für seine Zwecke nach- und umzubilden, unbewußt zu stilisieren! Die meisten Schmucktechniken sind ihm geläufig, er hat sie zuerst geübt und übt sie zumeist heute noch in teilweise hoher Vollenbung. Von den drei edelsten Kunstverfahren — Schmelzarbeit, Tauschierarbeit und Filigran — gehört nur die Erfindung der letzteren dem Abendlande, den Etruskern; so zierlich indes heute die römischen, florentinischen und genuesischen Filigrane sein mögen, an Feinheit und Schmeidigkeit kommen sie den Arbeiten der ostasiatischen Filigranisten nicht gleich. Byzantiner nach den einen, Chinesen — heute noch Meister in Zellenemail — nach den anderen, waren die ersten Schmuckkünstler, Perser die ersten Tauschierarbeiter und besten Siegelstecher, Ägypter die ersten Nielloarbeiter. In Indien stehen heute Emailkunst, Tauschierverfahren und Filigran in Blüte, die Russen erhielten das Niello aus dem Kaukasus, das arabische Filigran ist bis in den Sudan vorgedrungen, und wir bewundern mit Recht die Musterarbeiten der japanischen Cijeleure und Lackschmuckbildner. Bei alledem ist es nicht immer die vornehme Technik, welche die Kunstarbeit des orientalischen Geschmeidebildners so eigentümlich anziehend macht, es ist vielmehr häufig der Reiz des sorglos Unregelmäßigen, des oft naive Mangelhaften und doch so unmittelbar Gefälligen, welcher einer Arbeit innewohnt, die das Werk warmer Menschenhand und nicht der „eisernen Sklavin“ Maschine ist.

Der Islam fand bei den Arabern byzantinische, bei den Persern sassanidische Geschmeideformen vor. Der Städtearaber kaufte, der Beduine raubte Schmuck, keiner jedoch von beiden erzeugte ihn. Die vorislamischen Araber waren ein Handelsvolk, und was wir von dem himjarischen, beziehungsweise sudarabischen Kunstgewerbe wissen, reicht nicht aus, um für die früheren Araber auch die Ehre eines Kunst- und Zubutrievoles zu bestreiten. Mit dem Islam entwickelte sich das Schmuckwesen so malerisch-kraftig und motivenreich, als dies eben unter dem Einflusse des strengen Nachbildungsverbotens von Menschen- und Tierformen möglich war. Auf das so hoch entwickelte Kunstvolk der Perser mußte die Wirkung dieses Verbotes eine bei weitem geringere sein, die Türken, welche feste Richtungen im Kunstgewerbe vorfanden, blieben Nachahmer, während die Indianer die arischen Grundmotive unter dem mächtig bestimmenden Einflusse der persisch-moslemischen Kultur zu reichgestaltiger Eigenart ausbildeten.

Zu Zeiten des unsicheren Besitzes trug man seine bewegliche Habe als Gewand und Geschmeide am Leibe. So ging mit der großen Völkerwanderung ein Klirren und Funkeln von verschleppter Geschmeidepracht durch die Welt. Schmuck war Gelbtauschmittel und umgekehrt; haben doch die Fundgräber von Nagy Szent Miklos in Ungarn aus Grabhügeln schwere Goldketten zutage gefördert, deren abtrennbare Ringglieder Geldzeichen gewesen! Beim Araber war das Geldzeichen, die Münze, frühzeitig Amulett, zauberkräftig im doppelten Sinne. Darber, Karger und Sparrer, inmitten einer veragenden Natur zu ewiger Unrast verdammt, verwandelte der nomadische Nordaraber seinen Besitz an Geldwertzeichen in Schmuck. So ward aus dem ersten Münz-amulett durch Aneinanderreihung der Stücke jenes Münzgeschmeide, wie es in den mannigfaltigsten Anwendungen die Frauen des Orients schmückt. Alle die vielen an den Rändern durchstochenen Münzen, welche der Orientwanderer in die Hand bekommt, sind aus der klingenden beduinischen Habe, welche der Mann dem nach alter Sitte unerlebbaren Leibe seines Weibes anvertraut.

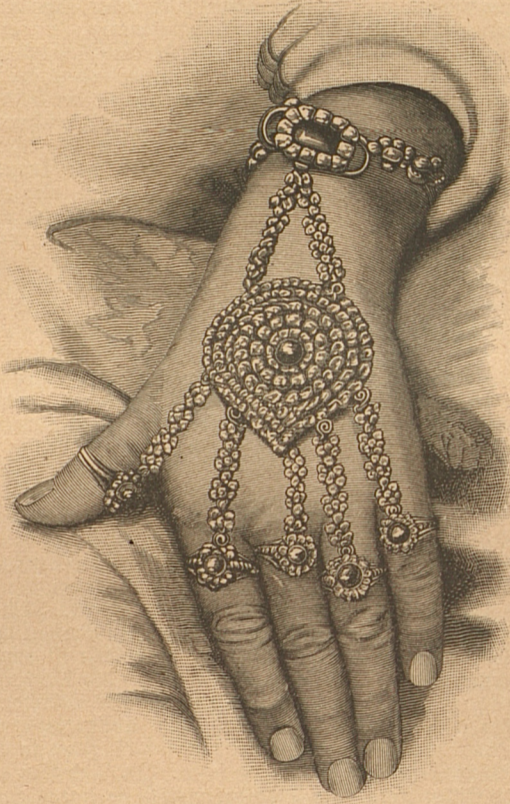
Da kam der Koran in die Wüste. Wohl gestattete er den Schmuck, die Schmucklust aber ermutigte er nicht. Die Glaubensdeuter deuteten sogar aus dem 30. Verse der siebenten Sure heraus, Schmuckenthaltung sei besser, und so blickten die ersten Glaubenskrieger des Islam mit Verachtung auf die weibliche Schmucklust der Byzantiner. Als sie aber die Geschmeidetruhen der Besiegten erbrochen und ihre Schatzhäuser gefüllt hatten, kam ihnen die Schmucklust. Schlicht wie ein Seelenhirt bestieg zwar der Glaubensherrscher die Freitagskanzel, aber strahlend wie ein Idol, in der Sonnenglorie seiner Juwelen hielt er Minnehof. Rückschläge blieben nicht aus. Starke Sekten, welche dem Islam am gewaltigen Leibe wuchsen, Karmathen, Drusen, Wahabiten verpönten das Geschmeide, aber die Frauen ließen sich ihre Schmuckfreude niemals auf die Dauer verkümmern.

Der Orient kennt zweierlei: Schutzgeschmeide und Profanschmuck. Waffen, Beschnur, Siegelzeichen, Talisman und Amulett gehören zu dem ersteren, der zweite ist die Mannigfaltigkeit selbst. Die Waffe ausgenommen, ist das Schutzgeschmeide im Islam für beide Geschlechter, der Profanschmuck jedoch nur des Weibes, während in Indien die Schmucklust



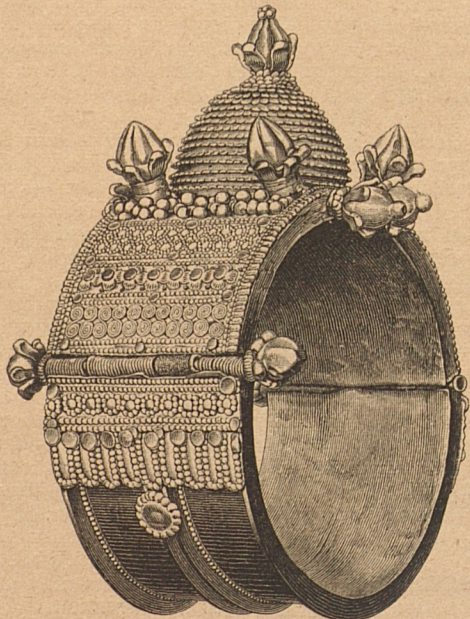
1. Brust- und Halschmuck.

Mann und Weib mit beinahe gleich starker Bethörung umfängt. Der echte, rechthgläubige Moslem kennt außer dem alten Nützezeug des Glaubenskampfes, der Waffe und der Beschnur, die nicht in den engsten Rahmen dieser Studie gehören, keinen anderen Schmuck für sich als Siegelring und Talisman und auch diese nur in schlichtem Silber gefaßt. Weiß doch die



2. Indischer Handschmuck.

Sunna zu berichten, daß der Prophet vor einem Manne, der einen Goldreif am Finger trug, ausspie! Das Siegel ist des Mannes Kleinod, Träger seines Namens und Wahrspruches, Vermittler seiner Vertragstreue, Bezeuger seines Bekennertums, welches durch einen der 99 schönen und hohen Namen Gottes beglaubigt wird. Ein Schüler des Propheten, Alfscha, aus dem gemeinlichen Stamme der Haschim, war der erste



3. Armring mit Schraubenverschluß.

muslimische Siegelgraber. Er beobachtete Mohammed bei der Gebetwahrung und bemerkte das Mal, welches derselbe zwischen den Schultern trug — den Abdruck von Gottes Finger, wie die Gläubigen sagen. Und dies Gottesmal grub Alfscha auf ein Stück weißen Agat, schlang ein frommes Verslein darum und trug fortan den Siegelring, der ihn hieb- und stichfest, auch wohlhabend machte, denn bald regnete es Bestellungen. Der Fementit gravierte auch jenen Silberring, welchen der Prophet am rechten kleinen Finger trug, ein Brauch, der also geheiligt ward. Es stand darauf: „Mohammed, der Abgesandte Gottes.“ Der Ring kam an Omar, der ihn verlor und dadurch Unheil auf das Khalifatum brachte. Die Perser sind die feinsten Siegelstecher des Orients, sie liebten es allezeit, an Stelle der alten einfachen Sprüche, Gottesnamen, Bismillah's und Machallah's nuptisch-philosophische, talismanisch-verkünstelte Inschriften zu setzen, was die türkischen Siegelgraber aus dem 17. und 18. Jahrhundert gerne nachahmten. Altarabische Schilderriegel, welche insbesondere die italienischen Antiquitätenfabriken zu fälschen liebten, gaben vielleicht das Motiv für jene walzenförmigen Amulettenkapfen, welche die arabischen Frauen bisweilen am Halse tragen. Dies leitet uns auf das weibliche Schutzgeschmeide über, das weit mannigfaltiger ist.

Es soll Schutz geben gegen das böse Auge, den „schwarzen Blick“, wie die Beduinen sagen. Da laufen Menschen herum mit leeren, hohlen Augen, aus welchen der große, ewige Menschenneid blickt. Und wo dieser Blick hinfällt, da stirbt die Menschenfreude. Diesen Neidblick entwaflnet eine Schutzmünze, welche an der rechten Schläfe klippert; besser ist's freilich, sie hängt über den Mund herab, und am allerbesten, wenn die Münze, wie dies die Weiber der nubischen Wüste thun, in eine Stirnlocke hineinverflochten wird. Die anatolische Bäuerin meint wieder, da könne nichts helfen, als eine fromm-gravierte Karneolplatte am Halse, und die wohlhabenden Städterinnen halten dafür, ein Amulett genüge nicht, es müsse ein Talisman sein. Und da lassen sie vom Silberschmied eine Kapfel in Silber treiben, in der Form einer Walze, eines Buches, eines Herzens, eines Dreiecks. Dann schreibt ihnen der Korandoktor ein Glücksrezept; das falten sie in Wachseleinwand oder Gazellenleder ein und verschließen's in die Kapfel. Hat eine Frau die Mittel dazu, dann trägt sie wohl drei solcher Talisman-Kapfeln an einer Halschnur, und die schwarzen Sudanweiber, die ihre Kinder durch geweihte Löwenklauen schützen, glauben an die Schutzkraft ihrer silbernen Talisman-Walzen nur dann, wenn dieselben sieben Zoll lang sind. Das umständlichste Schutzgeschmeide endlich braucht die Türkin von Stand: nämlich drei hohle Anhänger beisammen an der rechten Schläfe, das eine mit einem Türkisen, dem Glücksstein, drinnen, das zweite mit einem gottesfürchtig beschriebenen Zettel, das dritte mit einem Alaunkorn. Das scheidet alle Dämonen, nur einen nicht: den Schmuckdämon, denn beim Talisman, da fängt eigentlich die Schmucklust an. Die Pierhängel, Kettchen und Münzen, welche den Talisman umklumpen, führen schließlich zum Profanschmeide. Wie schmückbar ist doch der meist wohlgebildete Leib der Orientalin im Jugendalter! Insbesondere die Verschidenheit der Hautpigmente kommt dem malerischen Reiz der Geschmeideentfaltung zu Hülfe; zwischen dem morbiden, hellen Zucarnat der kaukasischen Schleierfrauen und der Bunthäutigkeit der hamitischen Rassen spielen alle Töne der Hautfarbenkala: die florentiner Bronze der Indianer, deren heiße und doch wieder so sanfte, sahlgelbe Reflexe an den Schiller des Pantherfelles gemahnen; das Braungold der Abessinierin, die Firnißbrünze der Berberfrauen, das Teerbraun der Schukurin, das Blauschwarz der Galla, das Tiefschwarz der Ruba-Mädchen... Welch' reiche Abtönung!

Innerhalb der Profanschmeide ist und bleibt die Münze ein Grundmotiv, welches von allen Prägestücken der Welt geliefert wird. Es ist ein Entzünden für den Münzkundigen, was so ein wohlhabendes Beduinenweib bisweilen als „Fantosfegeld“ — wir sagen Nadelgeld — am Halse trägt: alt-arabische Groschen und jüdische Schafels, Templermünzen und syrische Denare, alte Vollzechinen und phönizische Münzen. Freilich findet man meist weit mehr spanische Säulenthaler und ungarische Marien-Dulaten, mehr Maria-Theresienthaler und sogar rheinische Halbguldenstücke, als wirkliche Sammlerstücke. Das blanke Silber blinzelt so frisch auf der dunklen Haut und wenn's die Frau kann, dann hängt sie ein Amethysten-Kollier dazu, das begehrteste beduinische Frauengeschmeide. Unglaublich ist die Mannigfaltigkeit in der Verwendung der Schmuckmünze. Wir finden sie am Kopfschuß, als Stirnband, Schläfenschmuck, Ohrgehänge, als Halsgeschmeide, Hüftgehänge und Gürtelzier. Die reichen Kurdenfrauen in Diarbekir lassen vom Kopfe herab zwei schwere Zehnengehänge sich über die Nase hängen, die Damen von Angora heften sich thalergroße goldene Schaumünzen zwischen die Augenbrauen, die Handwerkerfrau aus dem syrischen Belka setzt ihren Stolz darin, ihr Kopfschmuck mit einem breiten Band von Säulenthalern zu bekümmern, die beduinische Braut überstiftet sich den langen, schwarzen Schleierstreif mit kleinen Münzen, daß es wie einen Schuppenglanz giebt.

Das Hauptstück in der orientalischen Schmuckkunde ist der Kopfschuß. Wir kennen alle seine bisweilen so wunderlichen Grundformen und haben viele von ihnen in unserer Mode eine Rolle spielen sehen, ohne gerade an den orientalischen Ursprung zu denken. Fes und Tarbusch, Turban und Tiara, Barett und Mitra, phrygische Mütze und Dogentappe, Kalpak und Schmuckkappe, der turkomanische „Sotoz“, dessen Form an die Kopfbedeckung der ehemaligen französischen Guiden erinnert, und der drussische „Tantur“, der, wenigstens als Schleierhalter, an die burgundische Regelhäube gemahnt, alle diese Formen sind heute noch bei den Frauen des Orients in Schöpfung. Nächste Fes und Tarbusch ist das Schmuckkappchen, der „Tepek“ der Türkinnen und der „Kurs“ der arabischen Frauen, der häufigste Kopfschuß, der sogar in den meisten Fällen über dem Fes oder der Mütze getragen wird. Es ist eine leicht konvexe Scheitelplatte von etwa fünf Zoll im Durchmesser, in Silber oder Gold, getrieben, ziselirt und bisweilen niellert, oder durchbrochen, filigrantiert, geschmelzt, oft mit edlen Steinen besetzt, zumeist von an Kettchen herabhängenden Münzen umklumpert oder auch von Münzenreihen umflochten. Bei der modernisierten türkischen Städterin ist der Tepek fast der letzte Rest nationalen Schmuckes. Den schönsten Tepek trägt heute die reiche Albanerin von Skodra,

welche sich den Kopf ganz in ein Goldgewebe hüllt, ehe sie die Schmuckkappe aufsetzt, die mit ihrem zierlichen eingeschraubten Knopf zum Schmuckhelme wird. In Egypten bildet das Schmuckkappchen den Stolz der Geschmeidelade und das Meisterstück des arabischen Goldschmieds und Filigranisten. Die wohlhabende Araberin am Nil umschlingt bei großer Toilette zuerst die Stirn mit einem fingerbreiten, fünf Fuß langen, spangenverzierten Musselinbande; dann setzt sie den Tarbusch auf, umwindet ihn mit einem kostbaren Tuche und fügt schließlich den „Kurs“ hinzu. Wohl ist der Gold-Kurs meist mit einem schönen, grünen Glasknopf geschmückt, aber ihre stille Sehnsucht geht nach einer Diamantkappe. Das Gold ist schlecht, die Diamanten noch schlechter, das Ganze aber lacht und funkelt und sieht mit seiner zierlich in Blättern und Blumen durchbrochenen Arbeit recht kunstvoll aus. Bisweilen heften die ägyptischen Frauen sogenannten „Mondschnuck“ mit dünnen, herzförmigen Goldblech-Anhängeln, worauf schöne Gottesnamen geschrieben sind, an das Kopftuch und fügen anderes Klumperwerk in Form von winzigen Kämmen, Wasserrädern und goldgefästen Holzstäbchen — „Kreuzholz“ genannt — zur Vervollständigung des Kopfschmucks hinzu.

Der „Tantur“, das Kopfhorn, ist ausschließlich drusisch. Mir kam beim Anblick dieses wunderbar-pompösen Einhorn-Schmucks sofort das symbolische Tier der Keuschheit in den Sinn. Und in der That, die Drusenfrauen sind ihres Leibes strenge Hüterinnen. Der Tantur ist Schleierhalter. Der an der Tubenspitze angeheftete, dichte, schwarze Schleier wird von rückwärts ganz um Kopf und Gesicht geschlagen, so daß nur ein schmaler Spalt bleibt, durch welchen das linke Auge herausblitzt, ein fast unheimlich büßerhafter Anblick, der noch durch den schwarzen Frauenmantel erhöht wird. Die Drusin umwindet zuerst den Kopf mit einem enganliegenden, schwarzen Seidentuche und befestigt dann den Hornschmuck, leicht nach links vorgebeugt, auf eine Platte; Schaumünzen werden von seitlich und gen rückwärts angeheftet. Die sogenannten „Wissenden“ unter den Drusenfrauen, solche, die das Religionsgesetz kennen, tragen das tubenförmige Kopfhorn nur aus Zinn — allerdings früher im Orient hochgeschätzt — oder aus Blech, während die „Unwissenden“, für die es keine beschränkende Schmuckordnung giebt, sich bei den damascener Goldschmieden in Silber getriebene oder vergoldete, reichverzierte Tanturs anfertigen lassen. Bei den nächtlichen Glaubensversammlungen müssen die wissenden Frauen, die allein zugelassen werden, beim Eintritt in das Bethaus jedweden Schmuck, das Kopfhorn ausgenommen, ablegen. Tief verschleiert hinter einem dichten Vorhang sitzend, lesen sie mit gedämpfter Stimme die heiligen Bücher Hamzas, des Propheten. Dabei ist ihnen strenge verboten zu lachen oder zu weinen, um nicht die Leidenschaften der Männer zu erwecken.

Im allgemeinen haben sich die moslemischen Geschmeideformen bei den Arabern unverfälschter erhalten als bei den Türken und Persern. Die Türken sind seit einem Menschenalter insbesondere auch im Kunst-



4. Orientalisches Kleingeschmeide.

gewerbe vielfach westlichen Einflüssen unterlegen und die Franier haben in ihrer schüftischen Rebellion bis heute auch eine gewisse künstlerische Sonderstellung festzuhalten gewußt. Schon seit geraumer Zeit bestellen die Stambuler Großdamen ihre Topeliks, ihren an die Sevignes erinnernden Stirnschnuck, die „Ansiliks“, ihr Hals- und Busengehmeide in Paris, wo der Bismillahs und Mäschallahs des türkischen Geschmacks bei den Zeichnungen und Fassungen alle Rechnung getragen wird. Der armassische Goldschmied aber bleibt mit seinen altberbrachten Entwürfen auf die Kundenschaft aus der Mittelklasse angewiesen.

Ganz original ist nur der arabische Voltschmuck geblieben, insbesondere jenes barbarisch-pikante, unseren Damen so verwunderliche Kleingeschmeide, welches in den Städten nur mehr bei den Weibern der unteren Volksklassen beliebt ist und immer mehr in jene beduinischen Einöden und schwarzen Länder zurückweicht, wo die Frauen Ohrringe in den Nasen, wie unsere Damen Nasenringe in den Ohren tragen. Hierher gehören der Nasen- und Lippenring, der Nasenknopf, die Fußknöchelspange, die Zehenringe und -schilde, bizarre, aber nichts weniger als reizlose Geschmeideformen, welche der Hindu-Goldschmied künstlerisch ausgebildet hat. Man wird sich diesen Voltschmuck in vielen Fällen in Verbindung mit Blau- und Gelbtätowirung, welche die dunklen Gesichter mit farbig geähten Flecken an den Schläfen, an der Nasenwurzel, am Kinn und um die Lippen verziert, denken müssen. Die oft im Durchmesser zwei Zoll großen, dünnen Ringe aus Messing- oder Silberdraht, welche die Weiber der Kualla-Beduininnen und die Kubierinnen von Korosko im rechten Nasenflügel oder in der Oberlippe nach rechts tragen, sind allerdings Schmuckstücke, an die man sich gewöhnen muß. Der Anblick ist nicht unmalersich, aber man wird die Empfindung von der Unbequemlichkeit solchen Schmucks nicht leicht los, insbesondere bei den Lippenringen, die beim Essen herausgenommen werden müssen. Ganz eigentümlich macht sich's, wenn beide

Ringe zugleich und noch mit Anhängeln getragen werden, so daß sie bei jeder Bewegung des Kopfes übereinanderklumpen. Von hübschem Effekt sind dagegen die silbernen Zehenringe, die, bisweilen mit Schildern versehen, die meist wohlgebildeten Zehen des hochspannigen, braunen Fußes wirklich schmücken; die arabischen Dajenweiber treiben damit einen gewissen Luxus. Die Spangen an den schlanken Fußknöcheln der Frauen sind ein bekanntlich schon von Jesaias erwähnter Schmuck. Sie sind zumeist sehr massiv und, wenn hohl, bisweilen mit Kies gefüllt, was beim Zusammenklumpen jenes leise, sinnverwirrende Schwirren und Rauschen hervorbringt, vor dem schon der große Prophet sittigliche Jünglinge gewarnt hat. Nicht umsonst klagt der Rhapode:

Das Rauschen dieser Spangenpracht

Hat mich um Kopf und Herz gebracht . . .

Ihren Höhepunkt erreicht die orientalische Schmucklust in Indien. Aus dieser idologengebärenden, flammenden Natur, dieser ganzen Über-



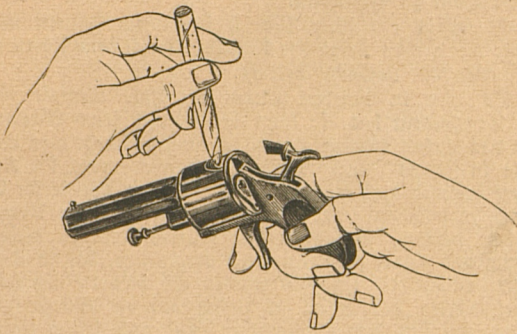
Abendliches Plauderstündchen am Golf von Sorrent. Gemälde von A. Treidler.





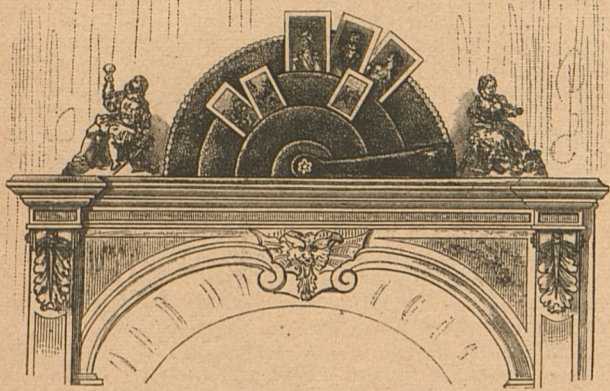
### Neuheiten aus allen Gebieten.

**Neuer Cigarrenabschneider.** Eine sehr hübsche Bereicherung des Rauchtisches im Herrenzimmer bildet der hier abgebildete, aus Nickel und poliertem Holz in Form eines eleganten Taschen-Revolver's gearbeitete Apparat, dessen Handhabung sehr einfach ist: Man spannt den Gahn, steckt die Cigarre in die Öffnung der Trommel drückt ab und die durchschnittene Spitze



fällt in die als Spigen-Reservoir dienende Trommel. Passionierte Raucher, welche ein faillio für alle Neuheiten auf dem Gebiete der Raucher-Industrie zu haben pflegen, werden sich gern mit einem solchen „Revolver“ beschenken lassen, welcher in allen größeren Bijouterie-Handlungen zu finden ist.

**Photographie-Ständer,** einen ausgebreiteten Fächer darstellend, dürfen originell genannt werden und sind als Ramin-Schmied en vogue. Die aus



Pappe geschnittenen, mit farbigem Filz und Atlas überzogenen und mit zierlichen Stickeren in Goldfaden, Seide, Genille u. verzierten Ständer können eine verhältnismäßig große Anzahl Photographien aufnehmen. Auch Photographie-Falter in Form von Palmblattfächern oder kleiner vierteiliger Wandbilder sind beliebt.

(Bezugsquelle: Etiehl u. Schmidt, Berlin, Friedrichstr. 78.)

Nachdruck verboten.

### Sichkästchen und andere Nagetiere im Zimmer.

Sichhörnchen sind, wie Nagetiere überhaupt, verhältnismäßig schwierig im Zimmer zu halten und zwar weniger um der Tiere selbst, als um der Menschen willen; nur bei voller Kenntnis ihres Wesens und der darin begründeten Eigentümlichkeiten und Bedürfnisse kann man einerseits wirklich Freude an ihnen haben und andererseits die Gefahr abwenden, mit welcher sie die menschliche Gesundheit durch die Ausbreitung ihrer Entleerungen sonst bedrohen. Als eine Hauptursache muß die zweckmäßige Einrichtung des Käfigs gelten. Runde Gestalt sollte man bei demselben, ebenso wie bei jedem Vogelbauer, durchaus vermeiden. Im übrigen muß er viel höher als lang und breit sein, und je weiter, desto besser. Ganz oben wird ein Wohn- und Schlafkasten angebracht, welcher ebensoviel von außen, als auch von innen angehängt werden kann, im erstern Fall aber völlig mit Blech oder besser Drahtgaze benagelt sein muß. Am billigsten beschafft man einen gewöhnlichen Stannitkasten, bringt diesen aber nicht fest, sondern wagerecht und zwar so an, daß das Schlupfloch von oben hinunter führt. Andernfalls lassen Sie sich einen viereckigen Kasten aus festem harten Holz von entsprechender Größe, der lieber etwas zu geräumig als zu eng sein darf, herstellen, und zwar mit dem Schlupfloch ganz oben an einer Seite. Zu dem letzteren hinaus, vor ihm und auch sonst durch den ganzen Raum müssen Sitz- und Kletterstöcke zweckmäßig angebracht werden; man giebt am besten durch die in der Mitte des Käfigs befindliche große Thür einen ganzen dichtbelaubten frischen Obstbaumzweig hinein, welcher von Zeit zu Zeit erneuert werden muß. Auch schiebt man hin und wieder durch das Gitter frische Aststücke von mancherlei verschiedenen Holz zum Benagen hinein. Eine Hauptursache bei der ganzen Einrichtung ist die sachgemäße Herstellung der Schublade. Diese muß von gut verzinntem Eisenblech sein. Oberhalb derselben, in der Höhe von etwa drei Finger breit, muß der Boden des Käfigs mit einem sehr engen Gitter aus verzinntem Eisenblech überdeckt sein und beides, sowohl dies Gitter als auch die Schublade, müssen sich leicht ein- und ausziehen lassen. Täglich mindestens einmal werden zuerst die Schublade und dann das Gitter einzeln herausgezogen, entleert, dann mit heißem Wasser gebrüht und abgetrocknet und die Schublade etwa fingerbreit mit sauberm, durchaus trockenem Stubsand oder ebensolchem Sägemehl oder Asche beschüttet; das Gitter wird damit ausgestäubt. Der Sockel des Käfigs muß so eingerichtet sein, daß von dem Sand u. a. nichts zwischen Schublade oder Gitter und Käfigwand geraten und dort üblen Geruch verursachen kann. Um ein Schlafnest herzustellen, verabreichen Sie dem Sichkästchen bunt durcheinander Mos, Heu, Seegrass, allerlei weiche Rappchen u. a., doch muß alles durchaus trocken und sehr sauber sein. Als gewöhnliche Nahrung gewähren Sie täglich ein Stückchen Weißbrot (irgend welches Weizengebäck, doch ohne Zucker oder Gewürz) in frische süße Milch geweicht und als notwendige Zugabe einige Hasel- oder Ballnüsse, für junge Tiere natürlich eingeknickt, für die Alten ganz, oder dünnshälige Knochmandeln, sowie ein wenig von allerlei Obst, wie es die Jahreszeit bringt: Kirsche, Weintraube, Birn-, Apfelstückchen u. a., auch wohl ein Stück Johannisbrot, selbst eine gelbe Nübe u. dergl. — Bei dieser Pflege können Sie ein Sichkästchen viele Jahre hindurch gesund und munter erhalten, und daselbe gilt im wesentlichen von allen übrigen Kletternden Nagern, wie weißen Ratten und Mäusen, Haselmäusen, Fieselmäusen u. a. m.; nur muß je nach der Art des Tieres die Einrichtung des Käfigs, die Fütterung u. s. w. etwas verändert werden. Nähere Auskunft über all dergleichen gewährt meine „Zits“, Zeitschrift für alle naturwissenschaftlichen Liebhabereien. Wenn Sie das Sichhörnchen

oder gleichviel welches andere hierher gehörende Tier sodann freundlich behandeln, sich viel und liebevoll mit ihm beschäftigen, so wird es auch ungemein zutraulich und zahm und kann Ihnen viel Vergnügen gewähren.

Dr. Karl Ruf.

### Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Februar“.

**Fig. 1. Gesellschafts-toilette.** Das Kleid aus faille française ist mit einem in der Weise der Abbildung gefalteten Tunitateil, welcher vorn und an der rechten Seite in Baden ausgelegene Volants stehen läßt,



Fig. 1.

garniert und hinten mit einer 200 Cent. langen, 180 Cent. weiten Schleppe ausgestattet.

Das Mantelet aus velours damassé hat man mit einem Futter von dunkelrotem Atlas versehen und am Außenrande, sowie an den Ärmeln mit Streifen von Chinillapelz verziert. Zum Schließen des Mantelets dienen Hasen und Hfen. Die Haargarnitur bildet ein Tuff von grauen Straußfedern. (Siehe die obenstehende Rückansicht Abb. 1.)

**Fig. 2. Gesellschafts-toilette für junge Mädchen.** Für dieses aus rosa satin merveilleux und weißer Spitze hergestellte Kleid hat man den 210 Cent. weiten Rock aus Satin am unteren Rande mit einer 6 Cent. breiten, à plissé gefalteten Frisur garniert und oberhalb derselben einen 320 Cent. weiten, 28 Cent. hohen Volant angebracht, welchem eine 16 Cent. breite Tüllspitze aufliegt; außerdem ist der rechten Seite des Rockes ein 62 Cent. hoher, à plissé gefalteter Teil von satin merveilleux aufgesetzt. Der 516 Cent. weite, vorn 105, hinten 136 Cent. hohe Spigenvolant überdeckt in der Weise der Abbildung, auf der rechten Seite einen Schawlteil sehen lassend, den Rock; letzteren zieren außerdem Schleifen und Enden von 6 1/2 Cent. breitem Atlasband. Die Taille ist vorn und hinten, sowie auf den Ärmeln mit gefalteten Spigenanteilen garniert, mit einem mit Spitze verzierten Stehtragen verbunden und am unteren Tailletrand mit in Falten georbener Spitze, welcher am linken Schößrand Schlingen von 6 1/2 Cent. breitem Atlasband aufliegen, ausgestattet. Schlingen und Enden von gleichem Band garnieren außerdem die zum Schließen mit Hasen und Hfen versehene Taille. Als Haarschmuck dient ein Rosenzweig, ein Fächer aus rosa Straußfedern vervollständigt die Toilette.

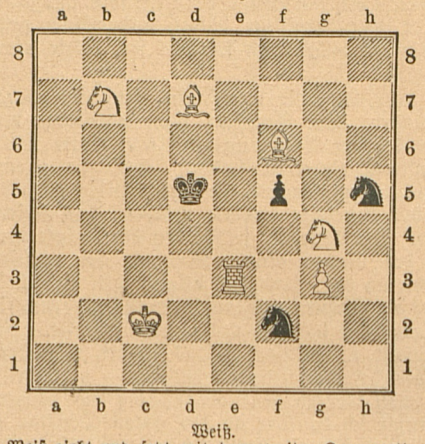
Fig. 2.

## Buntes Allerlei.

### Schach.

#### Aufgabe Nr. 191.

Von A. J. Maas in Cham. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

#### Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 70.

Eine Dame verteilte 144 Nüsse unter ihre aus Knaben und Mädchen bestehenden sieben Kinder. Sie gab eine Hälfte den Töchtern und zwar jeder Tochter gleichviel Nüsse, die andere Hälfte gab sie den Söhnen in gleicher Art. Bei dieser Verteilung erhielt jedes Mädchen sechs Nüsse mehr als jeder Knabe.

Wie viel Knaben und Mädchen waren es?

#### Auflösung des Einfielerspiels Seite 20.

- 1. e 5 - c 5. 2. d 7 - d 5. 3. f 7 - d 7. 4. d 4 - d 6. 5. d 7 - d 5. 6. c 5 - e 5. 7. e 6 - g 6. 8. f 4 - f 6. 9. g 6 - e 6. 10. e 6 - e 4.

#### Auflösung des Zahlen-Quadraträtsels Seite 20.

k	a	r	p	f	e	n
b	r	a	b	a	n	t
s	e	o	r	b	u	t
e	a	r	n	e	o	l
e	u	g	e	n	i	e
p	o	l	e	n	t	a
f	l	i	e	d	e	r

Pauine Lucca.

#### Auflösung des Akrostichon Seite 20.

„Stolz will ich den Spanier.“

Saladin.	Erene.	Oleander.	Laben.
Zelle.	Walter.	Jade.	Kaube.
Lotto.	Alas.	Gulm.	Sesem.
Darius.	Crebus.	Nabel.	Salm.
Vinzel.	Amur.	Norden.	Zacht.
	Eloge.	Nast.	

## Korrespondenz.

**Haushalt und Küche.** Fr. W. L. Der gewöhnliche Essig wird entweder durch Schnelleffigfabrikation aus Spiritus oder durch Verdünnen von gereinigter, aus Holzessig hergestellter Essigsäure (Essigsäure) bereitet. Beide Essige haben, wenn der Spiritus fuselhaltig oder die Essigsäure nicht frei von brenzlichen Produkten war, einen schlechten Beigeschmack; beide können aber selbstverständlich, aus reinem Rohprodukt hergestellt, reinlichend sein. Niemals werden sie indes den Wohlgeschmack besitzen, den der wirkliche, aus Wein bereitete Weinessig (Burgunderessig) trägt. Man soll nun zur Salatzbereitung den Wohlgeschmack des Weinessigs dem Salat geben, wenn man einen billigen bouquetreichen Wein (Rostwein) mit gleichen Teilen seinem Speisöl mischt und diese Mischung nach zeitweiliger Durchschüttel vierzehn Tage lang stehen läßt. Das Bouquet des Weines geht dann in das Öl über, und es bedarf dann nur eines guten reinlichenden Essigs, um mit dem aromatischen die einen wohllichenden Salat zu geben. — Eine Zusammenstellung von Vorschriften zu Gebäuden, die mit Backpulver gemacht werden können, finden Sie in dem „Deutschen Backpulver-Backbuch“, zu beziehen von H. Dietrich in Schöningen a. R. (Preis 1.30 Mark). — **Josephine S.** in B. Drogen-Essig ist dasselbe wie Estragon-Essig. Man bereitet denselben, indem man die frisch von den Stengeln abgetreften Estragonblätter an einem schattigen, warmen Orte, aus Papierblätter ausgebreitet, abwelken läßt und auf einen Liter besten Weinessig ungefähr 150 bis 200 Gramme der Blätter nimmt, die man zusammen mit dem Essig in eine Flasche thut, sie verkorkt, etwa zwei Wochen lang in die Sonne stellt und den Essig dann filtriert. Mitunter fügt man, nach Geschmack, den Estragonblättern noch etwas Salz, Schalotten, Basilikum oder Pimpinellwurzel hinzu.

**Kosmetik und Gesundheitspflege.** W. in B. — Fr. M. in B. Wir haben vor vielen Jahren schon die Mitteilung gemacht, daß Wintermäler schnell und fast schmerzlos auf elektrischem Wege (durch den galvanotauischen Apparat) sich entfernen lassen. Damals war es Sanitätsrat Dr. Reineke in Berlin, der solche Operationen vornahm. Neuerdings ist diese Behandlung auch von Professor Voltolini in Breslau wieder aufgenommen worden; von Berliner Ärzten wird uns noch Dr. Krüchke, Potsdamerstraße 112, genannt. Wohl in jeder größeren Stadt befinden sich heute Ärzte, die im Besitze eines galvanotauischen Apparates sind und die in Rede stehenden kleinen Operationen ausführen. — **Abourentin in Steile.** — Die auf Seite 196, Jahrg. 1886 des Bazar angegebene Wäsche gegen Leberflechte wird unverändert mittelst eines Schwämmchens aufgetragen. — **Fr. V. in G.** Raucher und starker Haarausfall kann sehr verschiedene Ursachen haben; es ist in solchen Fällen daher geboten, daß man den Arzt zuzieht, damit er die Ursache zu ergründen suche. Ein Universalmittel gegen Haarausfall giebt es nicht. Die Verwendung des Franzbranntweins als Kopfwaschmittel ist da angezigt, wo, wie bei Kopfschmerzen, mitkoffinische Pilze vorhanden, die den Haarausfall veranlassen. Es ist sicher ein Vorurteil, wenn man behauptet, daß durch spirituelle Mittel, wie Franzbranntwein, vorzeitiges Ergreifen der Haare eintritt. Wendet man irgend einen Haarspiritus an, der nicht, wie z. B. Moras Haarmittel, ein fettes Öl (Ricinusöl) gelöst enthält, so muß man, weil der Spiritus haarrettend auflöst, dafür sorgen, daß die Kopfhaut durch irgend ein milde und nicht narkotisches Fett (eine Pomade) leicht eingefettet bleibe. Jedenfalls ist bei tränklicher Kopfhaut nötig, verstärkte Reinhaltung derselben zu beachten und sie sowohl vor Zugluft, wie vor zu starker (warmer) Bedeckung zu hüten. Man reinigt die Kopfhaut durch Waschen mit Eisig oder mit einer neutralen Seife (am besten Thymol. Centrifugalseife aus Scherings grüner Apotheke, Berlin N.) und fettet sie nach dem Waschen wieder ein. Nichts ist schädlicher für die Kopfhaut als der Gebrauch ranzig gewordener Haareinsetzungsmittel, da hiermit zugleich Schimmelpilze, die zum Teil Ursache des Haarausfalls sind, auf die Kopfhaut gebracht werden. — Der sogenannte Weinessig der Zähne läßt sich unseres Wissens nur mechanisch entfernen, da alle chemischen Mittel, welche denselben lösen, zugleich auch auf die Zahnhautflanz lösend einwirken.